

# „Saug ihm das Auge raus“

Mit Boxkampf-Vokabular und Schmähungen wird der Krieg um die 264 485 Wörter des „Ulysses“ ausgetragen: Der amerikanische James-Joyce-Experte John

Kidd hat eine von ihm revidierte Fassung des Jahrhundertromans angekündigt – jüngster Versuch, das gerade erloschene Joyce-Copyright wiederaufleben zu lassen.

Jedesmal, wenn der Postbote ein Päckchen aus Dijon im Haus Nummer 71 der rue du Cardinal Le-moine in Paris ablieferte, setzte sich der Empfänger seinen Gott-ge-be-mir-Geduld-Blick ins Gesicht – was ihm aufgrund seiner dicken Augengläser das Aussehen einer „blauäugigen Eule“ verlieh, wie seine Frau Nora zu spotten pflegte.

Spätestens zwei Stunden später schäumte der Ire James Joyce wie ein eben dem Zapfhahn entronnenes Glas Guinness. Denn wie immer hatte Monsieur Darantieri, der seinen Roman „Ulysses“ setzte, Fehler zuhauf gemacht. Joyce korrigierte, strich, formulierte um, vor allem aber schrieb er hinzu, alles mit Stiften in vier Farben – bis die Schriftzüge auf den Korrekturbögen der Fährte eines Hundes glichen, der einen Knochen vergraben hat, sich aber nicht erinnern kann, wo.

Aus dieser Entstehungswirnis lodert nun, ein halbes Jahrhundert nach dem Tod des Autors, aufs neue eine Kontroverse auf, die in der Geschichte der Literatur wohl ihresgleichen sucht. Es geht dabei um unterschiedliche Auffassungen von Editionsarbeit, um Egopflege, Eitelkeiten, Intrigen, professorale Karrieren sowie um eine ganze Menge „spondulicks“, wie der Ire die großen Geldscheine nennt.

Unter anderem geht es auch um die Wahrheit – um Fragen von solch betäubender Wucht wie etwa die, ob ein bestimmter, nahe dem Ormond Hotel zu



„Ulysses“-Autor Joyce (r.) beim Korrekturlesen\*: „Ich habe Rätsel hineinverborgen“

Dublin gelassener Furz mit drei oder mit vier kleinen „f“ zu schreiben sei.

Scheißegal, sagen sich die schlichten Leser des „Ulysses“, den viele für den größten Roman dieses Jahrhunderts, manche sogar für das genialste Werk der Weltliteratur halten.

Ganz im Gegenteil, widersprechen aus entwölkter Höhe die Gelehrten: Jeder Satz, jede Silbe, jeder Beistrich sei fundamental in diesem episodenhafte an die Irrfahrten des homerischen Odysseus (englisch: Ulysses) angelehnten, an Sprachstilen und Wortspielen überreichen Werk, das wahrscheinlich mehr Leser entmutigt und mehr Leser hingearbeitet hat als jedes andere.

\* In Paris, mit seinem Freund Eugene Jolas.

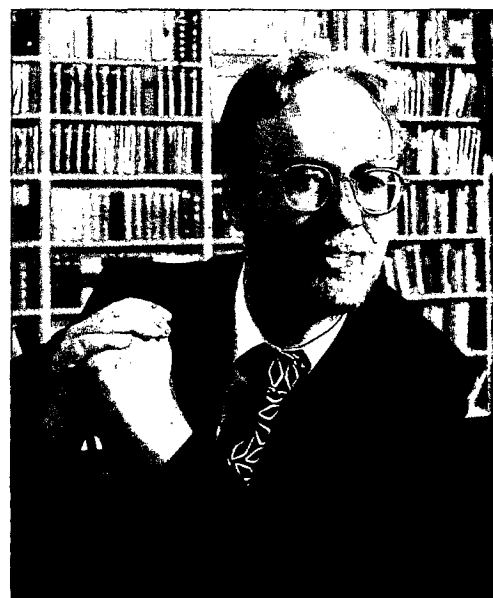
Es beschreibt einen Tag in „lieb dreikig Dublin“, den 16. Juni 1904, an dem der jüdische Anzeigenakquisiteur Leopold Bloom und der Student Stephen Dedalus quer durch die Stadt aufeinander zu mäandern, bis sie schließlich in einem Puff aufeinandertreffen. „Bravo! Parlehwh!“ grüßen die Huren. Entgegenet Bloom: „Der kalte Sabber deines Bespringers tropft dir ja noch vom Hahnenkamm. Nimm eine Handvoll Heu und wisch dich ab.“

Protagonisten in diesem mit erheblicher Ranküne und noch mehr Häme geführten Philologenstreit um den definitiven Text des „Ulysses“ sind zwei Leitfiguren der Joyce-Forschung, ein Amerikaner und ein gebürtiger Thüringer, die in Wesen und Denkungsart nicht unter-

Mitte 1984 hatte Gabler eine kritische

Entsprechend atemlos, wie vom Rande eines Boxringes, berichteten in den letzten Wochen die Feuilletons der angelsächsischen Welt. Da war, etwa im englischen *Guardian*, von einem „Big Fight“, einem „literary punch-up“ die Rede. Die *Sunday Times* sprach von einem „Krieg der Wör-

„Verhunzt“, „verfälscht“, „verstümpert“ – hageldicht und knüppeldick ließ



## Joyce-Experte Kidd



**Joyce-Experte Gabler**  
„Prrrppffrrppfff“ ...



Joyce-Ehefrau Nora, Kinder  
Zwei Millionen von der Jungfer

ter“, während der *Economist*, welchem der Kontrahenten blieb offen, eine ungewöhnliche Methode der Auseinandersetzung empfahl: „Saug ihm das Auge raus. Entschuldige dich später.“

Daß die Schlacht um den „Ulysses“ inzwischen derart granatenmäßige und für den Rest der Welt so unterhaltsame Formen annehmen konnte, liegt vor allem im Wesen des Joycetums begründet.

Kein anderer Autor, ob von gestern oder nur von heute, hat eine ihn derart bedingungslos, geradezu kultisch verehrende Laienschar zu Anhängern wie der Mann aus Dublin – kein Wunder, denn mit dem „Ulysses“ und seinem monumental unverständlichen Spätwerk „Finnegans Wake“ schuf er ein *Euvre*, wie gemacht für Gemüter, die nach elitärer Selbsterhöhung streben: Die Durchdringung semantischer Fragen wie etwa der, weshalb Leopold Bloom „die lieblichen leckeren gelblichen schmeckeren schmelzlichen Melonen“ seiner Frau Molly ausgerechnet als „weibliche Himmisphären“ bezeichnet, ermöglicht es geübten Joyceanern, jeden Kaffeehaustisch zum Seminar mit sich als Mittelpunkt zu machen.

Rund um diese joyceanische Laienschar ist ein universitäres Großgewerbe aus Gelehrten und ihren nach Hunderttausenden zählenden Schülern entstanden, die auf zahllosen Symposien, Kolloquien und Tagungen über Themen wie die „quintessentielle Trivialität“, die „Disästhetik des Phallozentrismus“ oder

die „Mehrfachdeterminiertheit“ bei Joyce diskutieren.

Fürs Schriftliche stehen ihnen mit dem *James Joyce Quarterly*, dem *James Joyce Broadsheet*, dem *James Joyce Literary Supplement* und dem *James Joyce Studies Annual* gleich vier Periodika zur Verfügung. Sie würden jeden Kohlkopf, den man darin einwickelte, vor Trübsinn verwelken lassen.

Kaum ein Buch außer „Hamlet“, „Faust“ und der Bibel hat eine so umfangreiche Sekundärliteratur gezeugt wie der „Ulysses“, der 1922 zum erstenmal erschienen ist. Sie reicht bis hin zum Kochbuch („The Joyce of Cooking“), das unter anderem beschreibt, wie man den von Leopold Bloom, aber nicht von jedermann geschätzten „feinen Beigeschmack schwachduftigen Urins“ aus Hammelnieren entfernt (24 Stunden in einem Drittel Guinness und in zwei Dritteln Milch marinieren).

Anlaß für die derzeitigen Auseinandersetzungen um den „Ulysses“ ist der Umstand, daß James Joyce nunmehr über 50 Jahre tot und damit seit dem 2. Januar 1992 das Copyright für sein Werk in Großbritannien erloschen ist. In den USA beträgt die Schutzfrist zwar 75 Jahre, die Rechtslage ist dennoch unklar.

„Alles Bluff“, bellte der Amerikaner, der sich gern „Billy the Kidd“ nennt und vorzugsweise in Cowboystiefeln und

Stetson auftritt. „Wenn es mit meiner ‚Ulysses‘-Fassung in Amerika Probleme gibt, schieße ich die Angelegenheit mit den Joyce-Erben vor Gericht aus.“

An die hatte Gabler 1975 die Anfrage gerichtet, ob sie mit seinem Vorhaben einverstanden wären, eine kritische Fassung des „Ulysses“ zu erarbeiten. Der Mann aus München kam wie gerufen: Schon damals beschäftigte die Verwalter des Joyce-Nachlasses das Problem des auslaufenden Copyrights – immerhin erbrachten die Tantiemen allein für den „Ulysses“ jährlich eine sechsstelligen Dollarsumme.

Sofort akzeptierten sie Gablers Vorschlag. Denn die von ihm avisierte Rückführung des Textes auf das ursprüngliche Manuskript ließ „ein signifikantes Element frischer Kreativität“ erwarten, wie die Erbverwalter formulierten: Nur so waren die Voraussetzungen für ein Copyright auf Gablers neue kritische Ausgabe des „Ulysses“ gegeben.

Wie von den Erben erhofft, entschlossen sich Anfang 1986 die zwei großen englischsprachigen „Ulysses“-Verleger, Random House in New York und Penguin in Großbritannien, statt der alten Bodley Head Edition nur noch die von Gabler bearbeitete „Ulysses“-Version in den Handel zu bringen.

Der Amerikaner reagierte prompt. „Gabler war den Interessen der Erben willfährig und hat die Wissenschaft prostituiert“, dreschflegelte Kidd und erhöhte seinen deutschen Gegner in Joycescher Wortklunkerei: „Professor Diogenes Teufelsdröckh“.

Gabler jedoch versichert, dieser „für die Erben finanziell in der Tat erfreuliche Nebenaspekt meines Tätigseins am



Bordellszene im „Ulysses“-Film\*: „Bravo! Parlehwhuh!“

\* Mit Milo O'Shea in der Rolle des Bloom.

„Ulysses“ sei für ihn unerheblich gewesen – glaubhaft im Hinblick auf die Editionstechnik, deren sich Gabler bei seiner „Ulysses“-Bearbeitung bediente.

Es handelt sich dabei um das in der Germanistik übliche Verfahren der „Textentwicklung“, das versucht, die unterschiedlichen Entstehungsphasen eines Werkes – vom Manuskript über die Reinschrift bis hin zu den Korrekturbögen – zu rekonstruieren und auf diese Weise dem ursprünglichen Text so nahe wie möglich zu kommen. Praktizierenden Anglisten hingegen gilt, methodisch ebenso statthaft, als oberster Maßstab die letzte Intention des Autors.

Diese allerdings ist im Fall des „Ulysses“ nur schwer auszumachen. Denn Joyce hat sein Werk, dessen handschriftliches Manuskript von Freunden vielfehlerhaft ins reine getippt wurde, auf bis zu zehn Korrekturbögen nacheinander redigiert und dabei gleichzeitig um ein Drittel erweitert.

Dazu kam, daß sich das getippte Manuskript in der Handsetzerei des Maurice Darantiere befand, von dessen 26 Gesellen keiner des Englischen mächtig war. Deren Übertragungsfehler mußte Joyce aus der Erinnerung korrigieren, was er mehrfach und häufig in unterschiedlicher Weise tat.

Zu welch bizarren, im nachhinein nur mit detektivischen Mitteln entwirrbaren Konfusionen das führte, zeigt sich unter anderem an jener Stelle, an der Bloom die Grafton Street durchtrödelnd und dabei gedankenverloren eine italienische Opernmelodie in sich hineinsingt – so wie einer sie phonetisch versteht, der kein Italienisch kann: „Lacaus esant tara tara. Großer Chor das. Taree Tara. Meyerbeer.“

Hier fühlte sich Monsieur Darantiere, der als einziger in der Setzerei gerade genug Englisch konnte, um noch mehr Verwirrung zu stiften, endlich auf sicherem Boden. In der Annahme, Joyce sei orthographisch am Französischen gescheitert, veränderte er das „Lacaus esant“ in „La cause sainte“ und strich auch noch das Taree.

Joyce wiederum, der vergessen hatte, daß er sich Jahre vorher an dieser Stelle des Stilmittels der Phonetik bedient hatte, korrigierte Darantiere's Unsinn zurück ins italienische Original. So sang Bloom 62 Jahre lang „La causa è santa“, bis Gabler ihm wieder das ursprüngliche „Lacaus esant“ in den Mund legte.

Nach Erscheinen seiner „Ulysses“-Edition wurde Gabler von den Lobpreisungen der Experten in aller Welt geradezu erschlagen. Doch schon ein Jahr später formierte sich eines jener Gegenlager, ohne die die Welt der Joyceaner offenbar ebenso wenig existieren kann wie Otto ohne Versand. Aufgerührt und angeführt wurde es von einem Meister des Publizitätsgeschäfts – eben jenem John Kidd, der damals in der Joyce-For-

schung unbekannt und als Forschungsassistent an der eher provinziellen University of Virginia tätig war.

Das eine Ergebnis von Kidds Medienwirbel war, daß die verunsicherten „Ulysses“-Verleger Random House und Penguin sich letztes Jahr entschlossen, neben der von Gabler durchgesehenen Fassung auch die alte Bodley Head Edition des Romans wieder aufzulegen.

Das zweite Ergebnis: Heute, nur sechs Jahre nach seiner Revolte, ist Kidd Professor an der angesehenen Boston University, Chef des von ihm begründeten Joyce-Forschungszentrums und ein wohlhabender Mann: 350 000 Dollar zahlt ihm W. W. Norton für seine Bearbeitung des Werkes von Joyce (der selbst ein Meister im Abgreifen war: Allein aus der ihn begönnernden englischen Jungfer Harriet Weaver haben James Joyce und seine Nora nach heutigem Geldwert fast zwei Millionen Dollar herausgeschnorrt).

Verglichen mit seinem Rivalen Kidd, hat Gabler fast für lau gearbeitet: Er erhält lediglich Tantiemen für die umfangreichen „synoptischen“ Anmerkungen in der im New Yorker Verlag Garland erschienenen wissenschaftlichen Ausgabe des „Ulysses“, die auf Papier mit einer Haltbarkeitsgarantie von 250 Jahren gedruckt ist und deren Weltauflage soeben 4000 Exemplare überschritten hat.

Kaum hatte Kidd seine neue „Ulysses“-Fassung angekündigt, warnte Professor Charles Rossman von der University of Texas, noch ein Joyce-Kenner: „Wenn das Buch herauskommt, wird es wieder eine enorme Kontroverse geben.“ Ein Meckeroni aus Italien namens Salvatore Lenti fürchtet gar „einen neuerlichen Frevel am Schöpfungsgedanken unseres Meisters“.

Aus dieser Art von Verehrung, die wie eine Säure ihren Gegenstand regelrecht auffrißt, wächst jene innere Disposition, die es den Religionären in der weltumspannenden Joyce-Gemeinde ermöglicht, ihre Streitfragen mit an Mononanie grenzender Detailbesessenheit auszutragen.

Derzeit wieder einmal heftig debattiert wird beispielsweise die Frage, ob ein bestimmter Pfannekuchen als „Omlet“ und damit als Anspielung auf Hamlet durch den „Ulysses“ geistern darf; oder ob er, so Kidds Monitum, nichts anderes ist als ein reguläres „Omelett“. Ebenso strittig ist nach wie vor das Lautgemälde des Windes, der Leopold Bloom vor Lionel Marks Antiquitätenschaufenster abgeht. „Prrppffrrppff“, sagt Gabler. Kidd jedoch besteht auf „Prrppffrrppff“.

Da niemals definitiv zu ergründen sein wird, wer wirklich recht hat, wird der Krieg der Wörter weitergehen – und zwar, wie Joyce einmal schrieb: „all moanday, tearsday, wailsday, thumpsday, frightday, shatterday...“



Bei uns hat mein Mann



die HILTL an



Hosenmode  
vom Besten

**HILTL**

bei Ihrem Herrenausstatter und  
im guten Fachgeschäft

Fritz Hiltl, Postfach 1252  
D-8458 Sulzbach-Rosenberg